

Kendall Kane

A silhouette of a cowboy wearing a hat, riding a horse. The scene is set against a dramatic, orange and red sunset sky. The cowboy is facing right, and the horse is in profile. The overall mood is classic and rugged.

WILDER WESTEN

Der König von Louisiana

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Wilder Westen

Die große historische Serie über den wahren Wilden Westen

von Kendall Kane

Der Mythos des Wilden Westens wirkt bis heute nach.

Das Vordringen der Pelzjäger, die Eroberung des Westens durch die weißen Siedler, der Bürgerkrieg, Cowboys und Revolvermänner sowie der Bau der Eisenbahn und die Auseinandersetzungen mit den Indianern, all das waren Ereignisse, die diese Zeit prägten.

»Wilder Westen« erzählt diese Geschichte in halbdokumentarischer Weise nach.

Zusammengesetzt aus Textpassagen, die dem Fundus bis heute erschienener Fachbücher entnommen wurden, aus niedergeschriebenen Erlebnissen damaliger Zeitgenossen, alten Presseberichten und neuen, bisher noch nicht veröffentlichten Erzählungen aus der Feder des Autors Kendall Kane.

Historisch korrekt, so wie es wirklich war.

Der König von Louisiana

Die wahre Geschichte des Robert de La Salle - Abenteurer, Amerikaforscher, Märtyrer

Texas, 19. März 1867

Eine andächtige Stille lag über dem Trinity River.

Das bleigraue Wasser des Flusses plätscherte träge gegen die sandigen Ufer und die Abendsonne tauchte das Land in ihr blutrotes Licht. Der Wind brach sich in den Büschen und ein Adler zog lautlos seine Kreise am wolkenverhangenen Himmel.

Antilopen ästen auf dem offenen Grasland, hier und da hoppelten ein paar Hasen umher.

Plötzlich durchbrach ein aus der Ferne kommender, anfangs kaum wahrnehmbarer Laut die Stille, kam näher und näher und wurde schließlich zum Stampfen lederner Stiefel.

Die Langohren spitzten ihre Löffel und verharrten.

Unvermittelt wurden Stimmen laut und zerstörten die Idylle so jäh wie der Sturm ein Dach aus welken Blättern. Die Hasen rannten hakenschlagend ins Unterholz und am Wasser erhob sich ein Vogelschwarm aus dem Uferschilf und flatterte krächzend davon. Die Antilopen bewegten sich lautlos zum Fluss hinunter, der Adler segelte mit dem Wind nach Norden.

Kurze Zeit später tauchten zwei Männer scheinbar wie aus dem Nichts hinter einer Bodenwelle auf und liefen auf eine nahe Hügelkette zu.

Pater Anastasius war untersetzt und dick und hatte ein rundes, gutmüti-

ges Mondgesicht.

In seiner erdfarbenen Soutane wirkte er neben dem hageren La Salle wie ein klotziger alter Schrank. Trotzdem bewegte er sich mit einer Behändigkeit, die man ihm bei seiner Körperfülle gar nicht zugetraut hätte.

Der Franziskanermönch war ein ausdauernder Wanderer.

Er lebte schon etliche Jahre in diesem Land, das sie Neu-Frankreich nannten, und hatte bereits an vielen Expeditionen, die ihn tief in dessen unerforschte Weiten führten, teilgenommen. Er glaubte, gut zu Fuß zu sein, aber dennoch hatte er jetzt Mühe, dem Gouverneur zu folgen.

»Jetzt beruhigen Sie sich doch, Monsieur de La Salle«, keuchte der Pater, während er versuchte, mit dem Mann Schritt zu halten. »Die Männer werden sich bestimmt an Ihre Anweisungen gehalten haben. Sie sind schließlich der Gouverneur.«

»Ha...« La Salle lachte bitter. »Ich kenne Leutnant Duhaut und seine Kumpanen. Sie werden auf meine Order pfeifen, sobald sie das Vorratsdepot entdeckt haben. Wahrscheinlich werden sie sich die Bäuche vollstopfen, bis sie platzen. Danach bringen sie vielleicht den Rest ins Lager, aber auch nur vielleicht.«

Statt einer Antwort blieb der Mönch abrupt stehen.

Er beschattete zum Schutz vor der tief stehenden Abendsonne mit der Rechten seine Augen und starrte angestrengt nach vorne. Dort kreisten über einer Anhöhe ein paar Raubvögel mit ausgebreiteten Schwingen um einen einzeln stehenden Baum. Sie waren, was die Männer nicht wissen konnten, durch die Überreste eines erlegten Büffels angelockt worden.

»Was ist, was gibt es dort zu sehen?«, wollte La Salle von dem Pater wissen, nachdem er ebenfalls stehen geblieben war.

Anastasius zuckte mit den Schultern und deutete auf den Hügel.

»Vielleicht täusche ich mich auch, aber ich bin der Meinung, dort unter

dem Baum einen Menschen sitzen zu sehen.«

La Salle blickte nun auch zu dem Baum hinüber.

»Teufel auch«, entfuhr es ihm einen Augenblick später. »Dort sitzt tatsächlich jemand, und wenn mich nicht alles täuscht, ist das sogar einer der Unseren.«

Die beiden ungleichen Männer hasteten die Anhöhe hinauf und blieben erstaunt vor einem Mann stehen, der sichtlich erschöpft am Boden saß und sich mit dem Rücken gegen den Baumstamm lehnte. Es war tatsächlich einer der Männer aus La Salles Gefolge.

Der Mann hieß Archeveque, er war einer der schwarzen Diener von Leutnant Duhaut.

»Wo sind die anderen?«, wollte der Pater wissen.

Erschöpft deutete der Schwarze hinter sich. »Gleich dahinten, mon pere, sie packen gerade zusammen.«

La Salle stürmte sofort los und der Geistliche hatte erneut Mühe, ihm zu folgen.

Als sie etwa zwanzig Schritte zurückgelegt hatten, begann es vor ihnen in einer Buschgruppe laut zu rascheln. Holz brach knirschend und die Zweige teilten sich, als Leutnant Duhaut wie ein wildgewordener Büffel mit einer Muskete bewaffnet aus dem Gebüsch brach. Abrupt blieb er stehen und stierte den Gouverneur aus blutunterlaufenen Augen an.

Die Waffe in seinen Händen war schussbereit.

»Endlich, jetzt wird abgerechnet, du Menschenschinder!«

Ein metallisches Klacken ließ Gouverneur La Salle zurückzucken, doch es war zu spät.

Dröhnend krachte der Schuss aus der schweren Muskete. Die Bleikugel traf ihn in die Brust und ließ ihn taumeln.

La Salle riss den Mund auf und brach in die Knie.

Während sich der Leutnant umdrehte und wie ein Verrückter lachend gen Osten davonlief, kümmerte sich Anastasius sofort um den Schwerverletzten. Aber bereits ein erster Blick auf die fürchterliche Wunde zeigte dem Geistlichen auf, dass hier jede Hilfe zu spät kam.

Robert Rene Cavalier de La Salle¹ starb eine Stunde später.

La Salle war dreiundvierzig Jahre alt, als ihm der Franziskanermönch die Absolution erteilte.

Kurz darauf begrub ihn Anastasius. Während er mit den Händen die vom Regen immer noch feuchte Erde auf den Leichnam schaufelte, schweiften die Gedanken des Geistlichen in die Vergangenheit ab. Zurück in die kleine Stadtfestung Mont Royal, in das Jahr 1675, wo alles im Arbeitszimmer des Grafen Louis de Frontenac, dem Generalgouverneur von Neu-Frankreich, seinen Anfang genommen hatte.

* * *

Entgegen dem hohen Amt, das Louis de Frontenac in diesem Land innehatte, war sein Arbeitszimmer ungewöhnlich spartanisch eingerichtet.

Sämtliche Wände des viereckigen Raumes waren fast bis unter die Decke mit Regalbrettern voller Bücher, Karten und Pergamentrollen vollgestopft. Ein breiter Tisch, ein mit Teppichstoff bespannter, unbequem wirkender Stuhl und eine Handvoll Kerzenleuchter waren alles, was sich dem Auge eines neutralen Betrachters darbot.

An diesem speziellen Nachmittag aber gehörten noch zwei Männer, wie sie unterschiedlicher nicht hätten sein können, zum Gesamtbild des

¹Cavalier war kein Titel, den er irgendwann erworben hatte, sondern sein eigentlicher Familienname. Er nannte sich »de La Salle« nach dem Grundbesitz seiner Eltern, wie es im Frankreich der damaligen Jahre üblich war.

Zimmers.

Einer von ihnen war Soldat, ein alter Haudegen, der fast vierzig Jahre seines Lebens ununterbrochen in den Krieg gezogen war. Er galt als ausgezeichnete Menschenkenner und gebildeter Mann, der die Literatur seiner Zeit studierte und sogar selber Gedichte schrieb.

Sein voller Name war Louis de Bouade, Comte de Palluau et de Frontenac.

Das sich dieser Mann mit seiner Bildung und der Erfahrung jahrzehntelanger Kriegszüge in der Abgeschiedenheit einer kleinen, befestigten Siedlung im Nordosten von Kanada befand und nicht eine hoch dotierte Stellung am Hofe König Ludwigs den XIV. innehatte, verdankte er dem Umstand, ein besonders guter Freund einer gewissen Madame de Montspan gewesen zu sein. Um bei besagter Dame selber zum Zug zu kommen, hatte ihn der König als Nebenbuhler aus dem Weg geräumt, indem er ihn einfach als Generalgouverneur nach Kanada beordnete.

Aber Frontenac hatte sich, in der kurzen Zeit, seit er hier war, bereits mit seinem Schicksal abgefunden und herrschte nun über die neuen Kolonien, als wäre er selbst ein König.

Der zweite Mann in dem Zimmer war ein ungewöhnlich blassgesichtiger junger Mann in der Kleidung eines einfachen Siedlers. Sein Name war Louis Joliet und eigentlich war es ein Wunder, dass er überhaupt noch am Leben war und jetzt an der Seite Frontenacs vor dem großen Tisch stand.

Er war erst vor einigen Tagen von einer Expedition aus dem Landesinnern zurückgekommen, die er ob seiner jugendlichen Ungeduld beinahe nicht überlebt hätte.

Er war dabei soweit vorgedrungen, wie bisher kein Mensch vor ihm. Seine Aufzeichnungen und Landkarten wären für den Gouverneur von

unschätzbarem Wert gewesen und im Geiste sah sich Joliet schon mit einer fürstlichen Belohnung bedacht, als er sich in seinem Eifer zu einer unbedachten Handlung hinreißen ließ.

Oberhalb von Mont Royal gab es auf dem St. Lorenzstrom einen Flussabschnitt mit gefährlichen Stromschnellen. Normalerweise trugen die Reisenden ihre Boote in endlosen Stunden um dieses Hindernis herum, aber Joliet wollte keine Zeit verlieren und dem Gouverneur so schnell wie möglich die Ergebnisse seiner Expedition übergeben. Er schlug alle Warnungen in den Wind und machte sich mit drei seiner indianischen Begleiter und einem Rindenkanu direkt durch die Stromschnellen auf den Weg nach Mont Royal.

Es kam, wie es kommen musste.

Das reißende Gewässer packte das zerbrechliche Kanu und schleuderte es gegen die Klippen. Zwei der Indianer ertranken sofort, während der dritte und Joliet von der Gewalt der Wassermassen fortgerissen und irgendwann mit gebrochenen Rippen ans Ufer gespült wurden. Alle Aufzeichnungen und Karten waren verloren und Joliet musste mit leeren Händen vor den Gouverneur treten. Dieser Umstand, zusammen mit seinen gebrochenen Knochen, war auch der Grund für die ungewöhnliche Blässe des jungen Mannes, obwohl er sich eigentlich hauptsächlich im Freien aufhielt.

»Pardon Exzellenz«, sagte Joliet zerknirscht. »Als Beweis für meine Berichte kann ich lediglich Pater Marquette benennen, der aber alles Wort für Wort bestätigen wird.«

Louis de Frontenac lächelte milde.

»Der Verlust Ihrer Aufzeichnungen ist zwar bedauerlich, aber Ihr Ruf und Ihre Zuverlässigkeit lassen mich keinen Moment an Ihren Aussagen zweifeln. Danken Sie Gott, dass dieses wilde Wasser nicht auch Sie ver-

schlungen hat.«

Dann breitete er eine riesige Landkarte auf dem Tisch aus, deren Enden er mit Büchern und Kerzenleuchtern beschwerte. Seufzend zeigte er auf die Karte, die nur an der oberen, rechten Ecke einige Striche und Zeichnungen aufwies und ansonsten ein großes, leeres Blatt Papier war.

»Wie Sie unschwer erkennen können, gibt es südlich der Großen Seen noch keinen Strich oder Punkt. Das ganze Land hinter Mont Royal ist nichts anderes als ein großer, weißer Fleck auf unseren Karten. Ich hoffe jedoch, das wir nach Ihren Berichten in diesen Fleck so einiges hineinzeichnen können.«

»Ich fürchte fast, wir müssen noch ein Blatt hinzufügen. Das Land dehnt sich weiter aus, als wir bisher alle gedacht haben, und der Mississippi, der dort durchfließt, ist größer und gewaltiger als jeder andere Fluss, den ich bis dahin zu Gesicht bekommen habe.«

Frontenac lachte lauthals auf. »Das ist kein Problem. Im Generalgouvernement gibt es so viel Papier, dass ich sämtliche Straßen von Mont Royal damit bedecken könnte.«

Danach wurde sein Gesicht aber sofort wieder ernst.

»Bevor Sie aber mit Ihren Berichten beginnen, möchte ich noch Monsieur de La Salle hinzuziehen. Er hat selber einige Reisen in den Westen unternommen und ich bin sicher, dass wir gemeinsam diese Karte viel schneller ausfüllen können. Sie erlauben doch, das er Ihren Ausführungen beiwohnt?«

Natürlich hatte Louis Joliet nichts dagegen.

In seiner Position konnte er es sich nicht erlauben, dem Gouverneur zu widersprechen. Innerlich aber sträubte sich alles in ihm, mit diesem Mann zusammenzuarbeiten. Er kannte La Salle von einer früheren Entdeckungsreise her. Ein arroganter Besserwisser, der sich selber zu Höhe-

rem berufen sah und sich für den Einzigen hielt, der imstande war, diesen wilden Kontinent zu erforschen. Dabei war es gerade Joliet gewesen, dessen Wissen letztendlich zur Entdeckung des Ohios geführt hatte und somit den Grundstock für La Salles weitere Erkundungen bildete.

Aber davon wollte dieser Mann heute nichts mehr wissen.²

* * *

»Kann ich mit Ihnen noch einen Moment unter vier Augen sprechen?«, fragte La Salle, nachdem der Gouverneur Louis Joliet bis zur Tür seines Arbeitszimmers begleitet hatte.

»Muss das sein?«, fragte Frontenac und gähnte. Er war müde, die Unterredung hatte über vier Stunden gedauert und seine volle Konzentration verlangt. Mit seinen fünfundfünfzig Jahren war er schließlich nicht mehr der Jüngste. Aber als er den brennenden Blick in La Salles dunklen Augen sah, wusste er, dass sich der junge Mann nicht so einfach abwimmeln lassen würde. Außerdem ahnte er, was La Salle bewegte, schließlich war er hier am Hof von Mont Royal einer seiner Günstlinge.

»Lassen Sie mich raten, Joliet hat Ihnen den Mississippi vor der Nase weggeschnappt. Ein anderer hat das Geheimnis dieses Flusses enträtselt und das wurmt Sie. Jetzt wollen Sie von mir Geld für eine eigene Expedition, um Joliets Leistung noch zu übertrumpfen. Habe ich recht?«

2 Anmerkung des Autors: Bei allen geografischen Bezeichnungen in dieser Novelle werden zum besseren Verständnis die Namen benutzt, die man in späteren Jahrzehnten und zum Teil auch heute noch verwendet. Zu der Zeit, in der die Geschichte spielt, war alles südlich der großen Seen noch unentdecktes Gebiet und man bezeichnete gewisse Merkmale des Landes beispielsweise lediglich als großer oder schlammiger Fluss, als Hügel der immergrünen Bäume oder als das Dorf, in dem Menschen wohnen, die ihre Feinde essen. Ein Umstand, den man den Tonkawas nachsagte.

La Salle versuchte zu lächeln, was ihm nur unvollkommen gelang.

»Nicht ganz, Monsieur. Ich gönne Joliet seine Entdeckung, obwohl sie nicht ganz von Erfolg gekrönt ist. Er hat zwar den Mississippi befahren, aber nicht bis zu seiner Mündung. Man weiß immer noch nicht, wo dieser große Fluss in den Golf von Mexiko fließt.«

Frontenac winkte desinteressiert ab. »Das ist meiner Meinung nach im Moment auch nicht so interessant. Wir wissen zwar jetzt, dass er nicht in den Pazifik fließt, aber wirklich wichtig ist doch die Tatsache, dass Joliet eine Wasserstraße nach Süden gefunden hat, die uns besser und schneller als alle anderen bisher gekannten Wege in dieses noch unerschlossene Land bringt. Dank Joliet und Pater Marquette wird es uns nun möglich sein, den Kolonialbesitz unseres allergnädigsten Königs doppelt und dreifach zu vergrößern.«

»Ich fürchte, in diesem Punkt irren Sie sich gewaltig. Genau das ist nämlich der Grund, warum ich Sie um die Ausrüstung für jene Expeditionen bitte, die Sie vorher angedeutet haben.«

Frontenac horchte auf. »Wie meinen Sie das?«

La Salle lächelte kalt.

Nachdem Louis Joliet das Zimmer verlassen hatte, sah er seine Zukunft als Entdecker für einen Augenblick bereits in den düstersten Farben. Aber dann durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke und je länger er darüber nachdachte, umso mehr spürte er, wie er allmählich wieder Oberwasser gewann.

Als er dem Gouverneur antwortete, musste er sich beherrschen, um nicht im Angesicht seines Triumphs lauthals zu lachen.

»Unbegreiflicher Weise haben es Joliet und Marquette versäumt, den Fluss und ihre entdeckten Gebiete für Frankreich in Besitz zu nehmen. Wie ich den Berichten entnehmen konnte, haben die beiden an keiner

Stelle des Landes weder das Wappen Frankreichs aufgerichtet, noch irgendwo auf andere Weise im Namen unseres Königs von Fluss und Land Besitz ergriffen. Sollten die Engländer oder Spanier also in absehbarer Zeit ebenfalls eine Expedition in diese Gegend entsenden, wären die neuen Ländereien für unsere Krone unabänderlich verloren.«

Frontenac schlug mit der Faust so heftig auf den Tisch, dass die Bücher und Kerzenleuchter an den Enden der Karte bedenklich zu wanken begannen.

»Putain de Merde«, fluchte er. »Sie haben recht, sonst hätte Louis bestimmt davon berichtet.«

La Salle grinste im Angesicht seines Triumphs jovial.

»Mir ist das genauso unverständlich wie Ihnen, Exzellenz. Schließlich kommt es bei einer Expedition in unerforschte Länder doch genau darauf an.«

»Ich weiß nicht, was ich dazu jetzt noch sagen soll«, entgegnete Frontenac niedergeschlagen.

»Na ja«, erwiderte La Salle diplomatisch. »Vielleicht waren die Strapazen so groß, dass er diese eigentlich selbstverständlichen Formalitäten einfach vergessen hatte.«

»Vergessen?«, zischte der Gouverneur. »Wie kann man die Besitznahme unabsehbarer Millionen von Quadratkilometern so einfach vergessen?«

Robert de La Salle enthielt sich einer Antwort und grinste innerlich zufrieden.

Gouverneur de Frontenac konnte gar nicht mehr anders, als ihm eine Expedition zu bewilligen.

Im Geiste sah er bereits alle seine Wünsche in Erfüllung gehen.

Der Wind bauschte die Segel auf und ließ die *Griffon* beinahe lautlos durch das Wasser des Eriesees gleiten. La Salle stand am Bug seines Schiffes, beide Hände auf die Reling gestützt, und blickte verträumt über das glitzernde Wasser nach Westen.

Die Planken der Zwanzig-Tonnen-Barke hoben und senkten sich im gleichen Rhythmus, wie sich die Wellen am Bug brachen. Über La Salle wölbte der Wind die weißen Segel und vor ihm lagen die großen Seen Amerikas, die bisher noch kein Schiff europäischer Bauart befahren hatte.

Die Besatzung der *Griffon* starrte bewundernd auf ihren Kommandanten, während das stolze Schiff durch das Wasser pflügte.

Ein Wort der Anerkennung, ein kleiner Dank für die bisher geleistete Arbeit oder ein paar patriotische Worte zum Fortgang des Unternehmens hätten in diesem Augenblick genügt und alle wären bereit gewesen, La Salle bis in die Hölle und wieder zurück zu folgen.

Aber genau dieser Umstand war es, der La Salle in der Geschichte nur einen Platz als Entdecker und nicht als Mann von Größe einbrachte. Bei all seinem Talent und seinen Visionen fehlte ihm einfach das Gespür für andere Menschen. Er konnte nicht aus sich herausgehen und betrachtete die Strapazen seiner Erkundungsfahrten als gottgegeben. Er verlangte von seinen Männern wie von sich selbst, für die Sache der Krone alle Entbehrungen klaglos hinzunehmen, selbst bis in den Tod.

An diesem Tag ahnte er noch nicht, dass ihm dieser Charakterzug einmal das Leben kosten sollte.

Aber selbst wenn er es gewusst hätte, wäre dies für ihn kein Anlass gewesen, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Im Moment wurde er von

ganz anderen Sorgen geplagt.

Bis auf ein paar Getreue und einer Handvoll Gleichgesinnter, was seine Forschungsreisen betraf, hatte er sich inzwischen durch seinen hemmungslosen Ehrgeiz die halbe Welt zum Feind gemacht.

Seine Gegner kamen inzwischen sowohl aus dem weltlichen und geistlichen Lager, als auch aus der eigenen Familie.

Der weltliche Teil, in diesem Fall die Kolonisten der französischen Kanada-Enklave, Kaufleute, Pelzhändler, Handwerker und Waldläufer fühlten sich vor den Kopf gestoßen, weil er seine Mannschaft aus Frankreich und nicht aus ihren Reihen rekrutiert hatte. Wobei der entgangene Gewinn, den viele voraussagten, schwerer wog als der Verlust von Ruhm und Ehre als Entdecker.

Die Kirche, in diesem Fall die Sulpizianer und Jesuiten, hegten ähnlichen Groll gegen La Salle.

Wer die Kirchen kennt, weiß, dass es überflüssig ist zu erwähnen, dass diese Gründe keinesfalls geistlichen sondern vielmehr machtpolitischen und finanziellen Ursprungs waren.

Die Sulpizianer waren über ihn erbost, weil sie ihm bei seiner Ankunft in Kanada vor Jahren ein bis dahin wertloses Stück Land überlassen hatten, das er mit großem Erfolg bewirtschaftete und es danach für teures Geld verkaufte.

Damit finanzierte er seine erste Expedition, die, wenn auch nur durch Hilfe von Louis Joliet, zur Entdeckung des Ohios führte. Als er für diese Entdeckung vom König reichlich belohnt wurde, war der Orden verärgert darüber, dass La Salle ihn nicht am Ruhm und dem Reichtum teilhaben ließ.

Die Jesuiten hingegen sahen durch ihn ihre Zukunftspläne durchkreuzt. Der Orden hatte in den letzten Jahrzehnten bis in die abgelegensten

Weiten des fernen Westens missioniert und dabei an Mensch und Material schmerzliche Opfer gebracht. Jetzt, da sich finanziell die ersten Erfolge zeigten, kam ihnen dieser La Salle dazwischen, der, aus was für Gründen auch immer, es vollbracht hatte, vom König höchstpersönlich ein Monopol für den Handel mit Pelzen und Waren aller Art zu erhalten.

Dann waren da noch der französische Hof, die Banken und sogar seine eigene Familie.

Durch die Gunst des Königs groß geworden, sah der alteingesessene Adel in La Salle einen Emporkömmling, der ihnen ihre Macht am Hofe streitig machen konnte, und die Banken konnten nicht begreifen, wie er den Gewinn aus seinen letzten Expeditionen nicht zur Deckung seiner Schulden verwendete, sondern damit immer neue, kostspieligere Unternehmen finanzierte.

Sein Bruder war durch seine Eigenschaft als Sulpizianerpater mit ihm zerstritten und versuchte ständig, die restliche Familie gegen ihn aufzubringen.

La Salle wusste genau, dass ihn die Übermacht seiner Gegner irgendwann in die Knie zwingen würde, deshalb benötigte er auf dieser Expedition so schnell wie möglich ein Erfolgserlebnis, mit dem er den König beeindrucken und seine Kritiker endgültig verstummen lassen konnte.

Man hatte bereits versucht, ihn zu vergiften, aber durch seine körperliche Robustheit und seinen unbändigen Willen erbrach er das Gift und überlebte.

Er konnte es nicht mehr erwarten, bis er mit dem Schiff endlich das andere Ufer des Eriesees erreicht hatte, um von dort aus einen Wasserweg zum Mississippi hinunter zu suchen.

Am liebsten hätte er das Schiff selber noch angeschoben.

Aber auch er musste sich den Gesetzen der Natur unterwerfen und so

dauerte es vier Tage, bis sie endlich das Ende des Sees erreicht hatten und mit der Suche nach der Passage zum Huronsee beginnen konnten, der sie in Richtung des Mississippi bringen sollte.

Als der Mann im Mastkorb Land voraus meldete, wurden die Segel gerafft und das Schiff glitt langsam am Ufer entlang. Alle Augen an Deck suchten nach einer Bucht oder Flussmündung, welche die Einfahrt zu der Passage zum Huronsee sein konnte. Niemand von ihnen hatte sie je befahren, man wusste nur, dass es sie geben musste. Indianer und auch weiße Pelzhändler hatten immer wieder von ihr berichtet und sie auch vage beschrieben.

»Da, das könnte sie sein«, sagte Jean Luc, der Lotse, und deutete auf eine schmale Bucht. »Von dort kommt uns eine Strömung entgegen.«

»Auf was warten Sie dann noch? Los, segeln Sie hinein!«, befahl La Salle ungeduldig.

Der Lotse verkniff sich eine Antwort und gab stattdessen der Mannschaft eine Reihe von knappen Befehlen. Mit verhaltener Fahrt bewegte sich die *Griffon* in die Bucht hinein. Die Strömung wurde immer stärker und die Ufer rückten mit jedem Meter, den sie zurücklegten, näher zusammen.

Die Lotleine wurde ausgeworfen, um rechtzeitig irgendwelche Untiefen zu erkennen, und am Ankerspill warteten zwei Männer angespannt darauf, die Fahrt der Barke bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr sofort zu stoppen.

»Das ist die Passage«, sagte La Salle und deutete aufgeregt auf ein Vorgebirge und einige vereinzelt am Ufer stehende Bäume, während sie daran vorbeisegelten.

»Genau so wurde mir die Durchfahrt beschrieben.«

»Wir müssen jetzt trotzdem den Anker werfen, Monsieur Komman-

dant. Es wird gleich dunkel.«

»Nein!«, sagte La Salle mit scharfer Stimme, die keinerlei Widerspruch duldete. »Dadurch verlieren wir nur unnötig Zeit. Schicken Sie ein paar Leute mit dem Beiboot voraus. Sie sollen an den Ufern Feuer entzünden, die uns den Weg zeigen.«

Jean Luc schüttelte energisch den Kopf. Dieser Befehl widersprach all seinen Erfahrungen.

»Wollen Sie wegen einer Nacht das Schiff riskieren?«

»Ich habe schon mehr riskiert ...«

Der Lotse wurde blass vor Wut. »Dann tun Sie es, aber ohne mich.«

In diesem Moment begann der Mann im Mastkorb zu schreien.

»Indianer! Zwei Kanus, Backbord voraus.«

* * *

Die Dämmerung hatte sich inzwischen wie ein dunkles Tuch über das Land gelegt und die Boote und ihre Insassen waren deshalb nur als unförmige Schatten zu erkennen, die über dem Wasser zu schweben schienen.

Auf dem Oberdeck der *Griffon* wurden Fackeln entzündet und jeder der Männer hielt jetzt eine Waffe in der Hand. La Salle spähte angestrengt in das immer schwächer werdende Licht des fliehenden Tages und versuchte vergeblich, Einzelheiten zu erkennen.

Schließlich rief er die beiden Boote an, erst in der Sprache der Huroren, dann im Dialekt der Iroquois. Es waren die einzigen beiden Indiantersprachen, die er beherrschte. Als die Antwort auf Französisch erfolgte, hatte nicht nur er vor Überraschung Augen und Mund weit aufgerissen.

»Pardon Monsieur, würde es Ihnen etwas ausmachen, weiterhin französisch zu reden, das verstehen wir nämlich entschieden besser als dieses fürchterliche Kauderwelsch.«

Die Stimme gehörte Henri de Tontis, der sich kurz darauf mit seinen Begleitern lachend an Bord schwang.

»Hallo Robert, ich bringe gute Nachrichten. Wir haben den Pottawatomies fast zwanzig Kanuladungen an Pelzen für einen Apfel und ein Ei abgehandelt. Die Felle sind etliche tausend Livres wert.«

Trotz der Nachricht über den unverhofften Geldsegen musterte La Salle den Mann beinahe vorwurfsvoll. Dabei war Henri de Tontis sein bester Freund und der einzige Mensch, dem er jemals vollständig vertraute. Als er ihn kennenlernte, war Tontis Marineoffizier in der Flotte Ludwigs des XIV und ungefähr achtundzwanzig Jahre alt. Er hatte bei der Beschießung von Lissabon seine rechte Hand verloren und trug nun eine Faust aus Eisen, die so genial konstruiert war, dass er damit weiterhin den Säbel schwingen, reiten und schießen konnte, als wäre sie aus Fleisch und Blut und nicht aus geschmiedetem Eisen.

Tontis war es auch, der ihm bisher auf allen Expeditionen den Rücken freihielt und die undankbarsten Aufgaben ohne zu murren übernahm. Da La Salle um die Gabe Tontis im Umgang mit Menschen wusste, hatte er ihn bei diesem Unternehmen vorausgeschickt, um die Indianer und die weißen Pelzjäger und Missionare, die in den Gebieten lebten, die er durchqueren wollte, freundlich zu stimmen. Weil der ehemalige Marineoffizier aber als einer der wenigen davon wusste, dass La Salle seinen Kreditrahmen in Frankreich längst überzogen hatte und ihm die Gläubiger in Scharen bereits im Nacken saßen, nutzte er jede Gelegenheit zum lukrativen Pelzhandel mit den Indianern, um die wahnsinnigen Schuldensummen seines Freundes auf einem erträglichen Maß zu halten. Aller-

dings kannte er auch die Einstellung La Salles und deshalb verwunderte ihn dessen griesgrämiges Gesicht nicht, trotz der Aussicht auf eine größere Geldsumme.

»Warum hast du damit deine Zeit vergeudet? Ich dachte, du bist schon am Michigansee.«

Tontis ließ sich von der harschen Frage nicht stören.

»Ich habe Rossilier und seine Leute vorausgeschickt. Sie sind wahrscheinlich schon dort und Louis Accault und die Seinen auf dem Weg dorthin. Ich habe hier inzwischen eine stabile Blockhütte und ein paar Palisaden bauen lassen. Ein Stützpunkt an der engsten Stelle dieser Durchfahrt zu besitzen kann sich in absehbarer Zeit vielleicht als Vorteil erweisen. Los, komm mit, ich zeig´s dir.«

Als Tontis seinen Freund am Ärmel packte, riss sich dieser ungestüm los.

»Lass das«, sagte La Salle harsch und wollte sich abwenden. »Ich habe jetzt anderes zu tun, als mir im Dunkeln eine Holzhütte anzusehen.«

»Los, komm mit!«, entgegnete Tontis unbeeindruckt und dehnte dabei jedes seiner Worte derart ungewöhnlich in die Länge, dass La Salle überrascht innehielt.

Als er bemerkte, dass sein Freund Anstalten machte, mit ihm allein in eines der Kanus zu steigen, ahnte er, dass ihm Tontis etwas mitteilen wollte, das nicht für die Ohren der anderen bestimmt war.

Er kannte seinen Freund schließlich lange genug.

Als sie im Boot saßen, entfernte sich Tontis rasch mit ein paar Paddelschlägen von der *Griffon*.

»Also los, was willst du mir sagen?«, fragte La Salle einige Minuten später, nachdem Tontis aufgehört hatte zu rudern. »Das mit der Hütte war doch nur ein Vorwand, oder? Kein Mensch stolpert doch in der

Nacht hier in den Wäldern am Fluss herum, jedenfalls keiner, der eine weiße Haut besitzt.«

»Du hast recht, es war ein Vorwand«, sagte Tontis und wirkte dabei seltsam bedrückt. »Ich muss dir etwas sagen, das keiner der anderen wissen darf.«

»Was denn, jetzt mach es doch nicht so spannend.«

Einen Moment stockte Tontis, dann sagte er so leise, dass nur La Salle und der Nachtwind seine Worte hören konnten: »Wir sind erledigt.«

Als La Salle nach einem Moment sichtlich geschockt nach dem Warum und Wieso fragte, sprudelten die Worte aus seinem Freund nur so heraus.

Sie hatten in den Wäldern mehrere Pelzjäger getroffen, die erst vor Kurzem von Mont Royal aus in die Wildnis aufgebrochen waren. Sie berichteten unabhängig voneinander, dass Robert La Salles Gläubiger, angeführt von dessen eigenem Bruder Jean Cavalier, sämtliche Pelze und Tauschhandelsgüter, die er bisher angehäuft hatte, beschlagnahmt hatten. Gleichzeitig erzählten sie von Versuchen, ihn am Hofe König Ludwigs anzuschwärzen, um ihn als einen Verrückten darzustellen, dem man keinen Sou mehr leihen durfte, da er alles Geld in irgendwelche Expeditionen steckte, die von vorneherein zum Scheitern verurteilt waren.

»Das habe ich nur diesen scheinheiligen Kuttenträgern zu verdanken, die nicht wollen, dass außer ihnen jemand diese neuen Ländereien erforscht. Sie wollen nämlich gerne allein den Rahm von den Handelsgeschäften mit den Indianern abschöpfen«, entgegnete La Salle wütend. »Pfu! Teufel, sogar mein eigener Bruder intrigiert jetzt schon auf ihre Befehle hin gegen mich.«

»Aber was sollen wir jetzt tun? Ohne Geld aus Frankreich oder Mont Royal können wir keinen Nachschub mehr besorgen. Und wenn deine

Leute erst hören, dass du pleite bist und sie wahrscheinlich keinen Lohn mehr bekommen, laufen sie dir in Scharen davon. «

Aber La Salle wäre nicht La Salle gewesen, wenn er sich von solchen Hiobsbotschaften hätte entmutigen lassen.

»Keine Angst, diese Sache bekommen wir schnell wieder in den Griff. Wir dürfen uns einfach nicht mehr nur auf unsere Lebensmittelvorräte verlassen, sondern müssen zusehen, dass wir fast ausschließlich vom Land leben. Wir werden jetzt mindestens zwei Männer abstellen, die den ganzen Tag nichts anderes tun als jagen, fischen, Beeren, Pilze und Nüsse sammeln. Im Bauch unseres Schiffes lagern so viele Tauschgüter, dass wir damit bei den Indianern mehr Pelze einhandeln können, als wir brauchen, um die Schulden zu bezahlen. Außerdem werde ich den Teufel tun und von dieser Sache etwas weitererzählen. Also werden die anderen auch nichts von unserer misslichen Lage erfahren und weiterhin bei der Stange bleiben.«

Tontis nickte.

»Abgemacht, dann werde auch ich schweigen wie ein Grab.«

* * *

Der weitere Verlauf der Expedition war ein einziges Auf und Ab.

Es gab Augenblicke des Jagdglücks und Stunden, in denen sie vor den Unbilden des Wetters verschont blieben, aber auch Tage, an denen Tontis fast verzweifelte und jeden Moment mit dem Scheitern des Unternehmens rechnete. Einer dieser Momente war das unverhoffte Auftauchen von Jean Rossilier, den alle mit seinem Trupp bereits Hunderte von Meilen entfernt am südlichen Ende des Michigansees vermuteten. La Salle und seine Männer waren während eines schweren Sturms am Ende des

Huronsee an der schmalen Durchfahrt zum Michigansee vor der Insel Michilimackinac vor Anker gegangen. Die Insel, auf der sich eine Niederlassung der Jesuiten befand, war die letzte Bastion der Weißen vor dem Indianerland. Nachdem La Salle den argwöhnischen Patern erklärt hatte, dass er nicht beabsichtigte, sich in ihre Handelsgeschäfte mit den Indianern einzumischen, sondern stattdessen einen Wasserweg nach Süden suchte, luden ihn die Jesuiten zum Abendessen ein. Kurz nach dem Essen tauchte dann Rossilier auf. Es war das Gerücht aufgekommen, dass sich die Sioux-Indianer im Süden auf einem Kriegszug befanden. Aus Angst vor den Indianern desertierte bis auf ein paar Getreue Rossiliers gesamte Mannschaft. Nachdem sie dabei auch alle Tauschwaren und Vorräte mitgenommen hatten, sah dieser sich gezwungen wieder umzukehren.

La Salle tobte vor Wut, als er erfuhr, dass die Jesuiten dieses Gerücht in die Welt gesetzt hatten, ganz offensichtlich in der Absicht, seine Weiterreise zu sabotieren. Die Flucht der Männer und der Verlust der Tauschwaren hatten ihn an seiner empfindlichsten Stelle getroffen.

Er benötigte beides, Männer wie Handelsgüter, so dringend wie die Luft zum Atmen. Nur zusammen garantierten sie ihm einen gewinnbringenden Handel mit den Indianern, um den weiteren Weg der Expedition zu finanzieren und seine Schulden abzubauen.

Ersatz konnte er sich nicht beschaffen, er war zu diesem Zeitpunkt so pleite, das ihm kein Mensch auch nur noch einen Sou lieh.

Die Expedition wurde von allen Seiten als gescheitert angesehen, aber La Salle reiste allen Unkenrufen zum Trotz einfach weiter.

Tage später landete er mit seinem Schiff in einer Bucht, in der die Potawatomi-Indianer lebten.

Zum ersten Mal in seinem Leben wurde auch er von Zweifeln geplagt.

Aber als sich das erste Kanu der *Griffon* näherte, kehrte das Glück wieder zu ihm zurück.

Peshtigo, der Häuptling der Indianer, war ein alter Bekannter von ihm. Der einflussreiche Häuptling weilte einst auf Einladung des Generalgouverneurs viele Wochen als sein Gast in Quebec und hatte sich in dieser Zeit mit La Salle angefreundet. Er hatte La Salles Vorausabteilung unter der Führung von Louis Accault erlaubt, in seinem Gebiet ein Lager aufzuschlagen und Pelzhandel zu betreiben.

Als La Salle erfuhr, dass es Accault gelungen war, innerhalb kurzer Zeit nach Abzug aller Unkosten damit einen Gewinn von fast zwanzigtausend Livres zu erwirtschaften, waren die dunklen Wolken der Selbstzweifel wie weggewischt. La Salle schickte das Schiff mit einem Teil seiner Mannschaft sofort mit den Pelzen zurück nach Mont Royal und vereinbarte, sich mit ihnen Ende Oktober an der Mündung des Miamis wiederzutreffen, mit neuen Vorräten und Tauschgütern. Dann erwarb er ein Dutzend Rinderboote von Peshtigo, um mit den restlichen Männern weiter nach Süden zur Mündung des Flusses zu reisen. Als die Segel des Schiffes am Horizont verschwunden waren, machte auch er sich daran weiterzureisen. Kurz bevor er aufbrach, machte ihm der Häuptling noch zwei Geschenke, die sich später einmal als wertvoller erweisen sollten als alle Tauschwaren zusammen, die man in den Kanus mitführte.

Das erste kam in Gestalt eines Shawneeindianers daher. Man nannte ihn Nika, er war Peshtigos Gefangener und persönlicher Diener, ein ausgezeichneter Führer und der beste Jäger, den La Salle jemals kennenlernen sollte. Das zweite Geschenk bestand aus dem Stammeskalumet der Pottowatomies, diese Pfeife galt bis zum Illinois hinunter sozusagen als Freibrief für sicheres Geleit durch die Gebiete der dort ansässigen, mit den Pottowatomies verbündeten Indianerstämme. La Salle revanchierte

sich dafür, indem er Peshtigo eine seiner doppelläufigen Pistolen schenkte, die erste Schusswaffe überhaupt im Besitz der Pottawatomies.

* * *

»Indianer!«

Der spitze Schrei zerstörte jäh die Idylle in dem einsam gelegenen Blockhaus.

Die Männer sprangen von ihren Lagern auf und griffen zu den Waffen. Bevor Panik ausbrechen konnte, organisierte La Salle bereits mit fester Stimme die Verteidigung. Er schickte einen weiteren Mann zum Ausguck hoch und befahl die anderen an die Schießscharten. In diesem Moment vergaßen alle die vergangenen Tage und Wochen, in denen er sie ihrer Meinung nach grundlos schikaniert hatte.

Als sie auf ihrem Weg nach Süden endlich den Miami erreicht hatten, tobten die ersten Herbststürme über das Land. Es regnete ununterbrochen und von daher war es unmöglich, Feuer zu entzünden, wenn sie ihr Lager aufschlugen. Allmählich begannen die Männer zu murren, sie waren nass bis auf die Knochen, durchgefroren und hatten seit Tagen nichts Warmes mehr gegessen oder getrunken. Aber La Salle trieb sie unermüdlich weiter an. Selbst als sie endlich am Treffpunkt, der Mündung des Flusses, angelangt waren, gab es keine Ruhepausen. Sie mussten nach seinen Anweisungen unverzüglich eine geräumige Hütte bauen, ein stabiles Haus für alle sechszwanzig Männer mit Schießscharten, Palisaden, einem gemauerten Kamin und einem Wachturm.

Spätestens nach dem Eintreffen von Nika in der kleinen Festung hatten alle La Salles unermüdliches Antreiben begriffen und sie dankten Gott für seine Umsicht.

Der Shawnee war im Morgengrauen aufgebrochen, um die Fleischvorräte in der Hütte aufzufüllen. Jetzt stand er keuchend in ihrer Mitte und berichtete von grässlich bemalten Indianern, die schwer bewaffnet auf ihr Lager zukamen. Die Wache im Ausguck schrie etwas von mehr als einhundert Kriegern, die ihr Lager umzingelten.

Als die Männer nach draußen blickten, verspürte manch einer von ihnen ein flaues Gefühl im Magen. Dutzende von halb nackten Indianern in Leggings und Mokassins aus Leder hatten die Hütte umringt. Ihre bemalten Gesichter ließen sie wie Alptraumwesen aus dem tiefsten Schlund der Hölle aussehen und jeder von ihnen war mit Schädelbrecher, Lanzen oder Pfeil und Bogen bewaffnet.

Wie auf ein geheimes Kommando hin spannten die Männer ihre Musketen. Es war nur noch eine Frage von Sekunden, bis der Kampf begann.

»Halt, nicht schießen!«, rief Robert La Salle plötzlich.

Er hatte bei einem der Indianer eine Pfeife entdeckt, die er um den Hals hängen hatte und die bei jedem Schritt auf der Brust des Mannes hin und her baumelte. Sie besaß eine verblüffende Ähnlichkeit mit jener, die ihm Peshtigo geschenkt hatte.

Er nahm seinen ganzen Mut zusammen, trat aus der Hütte und ging auf den Indianer zu, während er ihm seine leeren Handflächen zeigte.

Der Mann entpuppte sich als Häuptling der Mihtohseeniaki, sein Name war Ranaton und er erkannte das Kalumet sofort, das Robert jetzt um den Hals hängen hatte.

»Es ist die Friedenspfeife von Peshtigo, die du da trägst, und wir die Mihtohseeniaki sind Freunde der Pottawatomies. Ihre Freunde sind auch unsere Freunde, seid also unsere Gäste.«

Damit war das Eis gebrochen.

Bereits am Abend saßen Indianer wie Weiße in stiller Eintracht um ein

Feuer, tauschten Geschenke aus und redeten miteinander. Mit Nika als Dolmetscher und anhand von Karten, die man mit Holzkohle auf Rindenstücke gezeichnet hatte, beschrieb man ihnen den weiteren Weg nach Süden, bis ins Land der Illiniwek, dem südlichsten jener Indianerstämme, die La Salles Kalumet noch respektierten.

* * *

Der Raum war riesengroß und prunkvoll eingerichtet.

Goldumrandete Wandbehänge aus Brokat und Samt schmückten die stuckverzierten Wände, dicke Teppiche lagen auf dem mit Edelholz überzogenem Boden und an der hohen, mit Schnitzerei verzierten Decke hingen über ein Dutzend kostbarer Kristallkronleuchter tief in den Raum hinein.

An einem riesigen Marmortisch vor der südlichen Fensterseite saß ein Mann, der in einem Wust aus Papieren, Dokumenten und Karten vertieft war, die vor ihm auf der Tischplatte ausgebreitet waren.

Jetzt hob er seufzend den Kopf und heftete den Blick seiner dunklen Augen unwillig auf den Mann, der seit geraumer Zeit ständig unruhig vor seinem Tisch auf und ablief.

»Jetzt setz dich doch endlich mal hin, Robert. Du machst mich mit deiner ewigen Herumrennerei noch ganz nervös.«

Robert La Salle blieb für einen Moment stehen und zuckte entschuldigend mit den Schultern.

»Pardon, aber es geschieht nun mal nicht jeden Tag, dass ich zu einer Audienz bei unserer Majestät, unserem allergnädigsten König Ludwig, vorgeladen werde.«

Prinz Conti bedachte seinen Günstling mit einem belustigten Blick und

schmunzelte. La Salle war inzwischen so aufgereggt, das er nicht einmal mehr seine Hände ruhig halten konnte. Ständig strich und zupfte er an irgendwelchen Stellen seines Gehrocks umher. Als er den Prinzen lächeln sah, war er fast ein bisschen verärgert darüber.

Du hast gut lachen, durchzuckte es ihn, während er in Gedanken die Position des Prinzen mit der seinen verglich.

Conti hatte bei Hofe eine Stellung inne, die ihn zu einem der mächtigsten und wohlhabendsten Männer Frankreichs gemacht hatte, er hingegen trat praktisch mit leeren Händen, sozusagen als Bittsteller vor den König. Er war von den Kolonien verwiesen, galt als Lügner und gescheiterte Existenz. Bitterkeit durchflutete ihn, als er daran dachte, welches Schicksal ihn hierher geführt hatte.

Als sie damals vom Lager der Mihtohseeniaki gen Süden zum Illinois aufbrachen, war es bereits Ende November. Sie erreichten das Hauptdorf der dort lebenden Indianer Anfang Januar, es war eisig kalt. Der Winter hatte ziemlich spät begonnen und dauerte diesmal bis weit in das Jahr hinein. Die Eisschollen auf den Flüssen waren noch im März dicker und zahlreicher als im Dezember. So dauerte es bis zum 7. April 1862, bis er sich endlich am Ziel seiner Träume befand, am Golf von Mexiko. Aber dann begann ihre Rückreise und aus einem Triumphzug wurde ein ruhmloser Weg voller Entbehrungen, Toter und Verletzter.

Die Iroquois waren auf dem Kriegspfad und hatten einen Großteil der Stützpunkte, die sie unterwegs errichtet hatten, sowie viele Dörfer befreundeter Indianerstämme in Schutt und Asche gelegt und ihrer Bewohner massakriert. Ihnen fehlten somit die Vorräte und Gebrauchsgegenstände aus den niedergebrannten Depots für ihre Weiterreise. Dazu kam, dass durch die Indianergefahr ständig einige seiner Männer desertierten und dabei zusätzlich ihre ohnehin kargen Bestände an Munition

und Proviant auch noch plünderten.

Zudem war Frontenac, sein Gönner, inzwischen als Generalgouverneur abgesetzt und durch einen Mann namens Antoine de La Barre ersetzt, dessen erklärtes Ziel es war, sein vom König übertragenes Handelsmonopol zu zerschlagen, um selber durch den Pelzhandel reich zu werden.

Als sie schließlich in Quebec eintrafen, hatten sie zum Beweis ihrer Taten nichts mehr vorzubringen als ein paar eng beschriebene Blätter und ihre Worte. La Barre bezeichnete sie als Lügner, erklärte sie zu Verbannten und schickte sie mit dem nächsten Schiff unverzüglich nach Frankreich zurück.

Dort angekommen galt La Salle inzwischen als mittellose und gescheiterte Existenz.

Ein dumpfer Laut schreckte ihn unvermittelt aus seinen trüben Gedanken.

Erstaunt hob er den Kopf und sah gerade noch, wie die Flügeltüren des großen Raumes krachend an die dahinter liegenden Wände schlugen. Dann trat auch schon der Hofzeremonienmeister in Begleitung zweier devoter Lakaien in den Raum, klopfte mit seinem Stab auf den Boden und verkündete laut: »Platz für seine Majestät, unseren allergnädigsten König Ludwig den XIV.«

Conti sprang auf und verbeugte sich und auch Robert La Salle beeilte sich, den Kopf zu senken.

Nachdem der Zeremonienmeister mit den Lakaien den Raum wieder verlassen hatte, forderte der König die beiden Männer auf, sich wieder zu erheben.

Als La Salle den Kopf hob, erstarrte er beinahe vor Ehrfurcht. Ludwigs Erscheinung war der eines Königs mehr als würdig. Obwohl er angeblich gerade erst vom Frühstückstisch aufgestanden war, trug er einen schar-

lachrotten Rock, der mit goldenen Stickereien eingefasst war, kniehohes, mit Silberschnallen verzierte Stulpenstiefel aus feinstem Leder und ein seidenes Hemd mit einem Kragen aus Brüsseler Spitzen. Auf seinem Kopf thronte eine Allonge-Perücke aus dunklem, schulterlangem und onduliertem Menschenhaar und in seiner Rechten hielt er einen dreieckigen Samthut mit mehreren wallenden Pfauenfedern.

Den Hofregeln entsprechend bat Prinz Conti für La Salle um die Gnade, die Hand seiner Majestät küssen zu dürfen. Der König bot La Salle daraufhin seine Hand dar und der beugte sich so tief darüber, wie es die Etikette verlangte.

»Majestät, es ist mir eine Ehre ...«

»Nicht doch«, unterbrach ihn der König lächelnd. »Die Ehre ist doch bei uns. Schließlich haben Sie Frankreich ein Stück Land geschenkt, dessen Umfang selbst unsere größten Gelehrten noch nicht abschätzen können.«

»Ich habe es Ihnen zu Ehren Louisiana genannt.«

Ludwig der XIV nickte wissend.

»Das ist mir bekannt, wir am Hof haben Ihre Berichte mit großem Interesse gelesen.«

La Salle kam aus dem Staunen nicht mehr heraus.

»Halb Frankreich bezeichnet mich als Wichtigster und Hochstapler und Sie, Majestät, Sie lesen meine Berichte?«

Der König grinste belustigt. »Nun, ich gebe zu, dass auch ich und der Hof anfangs an Ihnen gezweifelt haben. Sie müssen zugeben, ihr Ruf ist alles andere als makellos. Aber Prinz Conti hat sich sehr für Sie eingesetzt und die spanischen Proteste haben schließlich unsere letzten Bedenken zerstreut.«

»Die spanischen Proteste, Sire?«

»Ach so«, unterbrach ihn der König, der jetzt Mühe hatte, ein schadenfrohes Lachen zu unterdrücken. »Ich vergaß wohl zu erwähnen, dass der spanische Botschafter sich in aller Form darüber beschwert hat, dass am Golf von Mexiko ein Wappenkreuz mit unseren Lilien steht. Er behauptet, Spanien hätte ältere Ansprüche auf das Land.«

Ein Gefühl unbändigen Stolzes durchflutete La Salle. In diesem Moment hätte er seinen Arm dafür gegeben, wenn er in die Gesichter seiner Zweifler hätte blicken können.

Diese Narren, wie hatten sie ihn verspottet? Selbst seine eigenen Männer hatten sich damals an die Stirn getippt, als er diese ihnen unwirklich erscheinende Zeremonie durchgeführt hatte. Er konnte sich noch gut daran erinnern, so, als wäre es erst gestern gewesen.

Als sie die Mündung des Mississippi erreicht hatten, ließ er auf einer hochgelegenen Landzunge, die selbst bei starker Flut nie unter Wasser stehen würde, ein zwölf Meter hohes Kreuz errichten, auf dessen Querbalken die Worte »Hier regiert der König von Frankreich« eingebannt waren.

Dann mussten die Männer einen großen Kupferkessel aushämmern und daraus das Wappen Frankreichs mit den drei Lilien und der Königskrone schmieden. Die große Scheibe wurde ans Kreuz genagelt, während die Männer je eine Salve nach Osten, Westen und Norden aus ihren Musketen abfeuerten. Danach hatte er seine Mannschaft das Kreuz dreimal umschreiten lassen, indes Pater Anastasius eine Messe las.

»Was benötigen Sie, um in Louisiana eine Kolonie zu errichten, die dafür garantiert, dass dieses Land in unserem Besitz bleibt?«

Obwohl vor einem Moment noch völlig in Gedanken versunken, hatte Robert La Salle die Antwort sofort parat.

»Zwei Schiffe, etwa einhundert Männer zum Bau einer befestigten

Siedlung und die gleiche Anzahl an Soldaten, um sie zu beschützen.«

Der König überlegte einen Augenblick.

»Sie bekommen von allem das Doppelte. Wann können Sie abreisen?«

* * *

Als der König die Audienz beendete, befand sich La Salle auf dem Höhepunkt seines Lebens.

Er war jetzt Sieur de La Salle, Gouverneur von Louisiana, Herr über fast vierhundert Kolonisten und Soldaten und einer kleinen, aber schlagkräftigen Flotte, die aus vier Schiffen, den Kriegsschiffen Joli und Aimable, dem Transporter St. Francois und der Brigantine La Belle, zusammen mit einer Feuerkraft von beinahe einhundert Kanonen, bestand.

Damit war er im fernen Amerika nicht nur Gouverneur, sondern König von Louisiana. Allerdings hatte ihm König Ludwig zu all dem nicht aus lauter Freundschaft oder auf Bestreben des Prinzen Ponti hin verholfen, sondern lediglich aus Berechnung und staatsmännischem Kalkül.

Frankreich und Spanien standen kurz vor einem Krieg.

Ludwig wusste, dass, wenn es ihm gelang, auch im Golf von Mexiko eine Kolonie ähnlich der in Kanada zu errichten, er damit den Schlüssel für den nordamerikanischen Kontinent in der Hand hielt. Von dort aus war es dann nicht mehr weit bis nach Mexiko und zu Spaniens Silberminen in Santa Barbara.

Alles war für La Salles Meisterstück auf der Weltenbühne angerichtet. Diese Mission hätte ihn unsterblich gemacht, aber das Schicksal wollte es, dass La Salle selber seinen Untergang einleitete.

Es begann damit, das Unternehmen Mississippi alleine zu organisieren.

Er, ein Forscher, Entdecker und Mann, für den Menschenkenntnis und

Geschäftssinn ein Buch mit sieben Siegeln war.

Sein erster Fehler war, dass er nichts dagegen unternahm, als der vom Hof ernannte Kommandant seiner kleinen Flotte, Kapitän Charles de Beaujeu, sich seine Offiziere und die Mannschaft selbst aussuchte. Beaujeu war ebenfalls ein ehrgeiziger Mann, dazu machtbesessen und jemand, der nur seine Meinung gelten ließ. Er sorgte dafür, dass die Offiziere der Besatzung nur Männer aus seinem Freundeskreis waren, die ihrerseits wieder nur Mannschaften anheuerteten, die ihnen loyal gegenüber standen. Erst auf hoher See sollte La Salle bemerken, dass er bis auf wenige Freunde praktisch isoliert war und außer seinem Titel kaum noch Machtfunktionen besitzen sollte.

Beaujeu und seine Freunde zeigten schon bald, dass sie sich von dieser Unternehmung Ruhm und Reichtum versprochen und sich bereits als Besitzer riesiger Ländereien und als Herren von Scharen indianischer Sklaven sahen.

Einige dieser Freunde, die Gebrüder Duhaut und der Arzt Liotot machten von Anfang an bereits deutlich, dass sie gedachten, in der neuen Kolonie eine gewichtige Rolle zu spielen. Ein weiterer Fehler war, dass weder La Salle, noch jemand aus seinem Freundeskreis irgendwelche seemännischen Kenntnisse hatte und man von daher auf der Überfahrt Beaujeu und seinen Leuten hilflos ausgeliefert war.

Der nächste Fehler war die frühe Abreise.

Dadurch war es nicht möglich, genügend Freiwillige zusammen zu bekommen und deshalb wurden viele Kolonisten aus Gefängnissen und Erziehungsheimen zwangsrekrutiert oder einfach auf der Straße betrunken gemacht und auf die Schiffe verschleppt. Dass diese Menschen, mit denen La Salle in der neuen Kolonie zwangsweise auf Gedeih und Verderb zusammenleben musste, kein großer Rückhalt waren, wurde ihm bereits

kurz nach der Abreise auf schmerzliche Art vor Augen geführt.

Am 1. August 1684 verließen die vier mit Menschen und Fracht hoffnungslos überfüllten Schiffe den Hafen von Rochefort und machten sich auf zur Überfahrt über den Atlantik. Niemand ahnte zu diesem Zeitpunkt, dass es für fast alle von ihnen eine Reise ohne Wiederkehr war.

Der Anfang vom Ende begann, als die kleine Flotte zwei Monate später Haiti, damals eine französische Kolonie, ansteuerte, um Frischwasser aufzunehmen.

Zwischen Frankreich und Spanien herrschte inzwischen Krieg.

Obwohl man in diesen Gewässern jeden Moment mit dem Auftauchen spanischer Schiffe rechnen musste, ließ Beaujeu jedes der Schiffe zum Trotz für sich alleine segeln, weil La Salle der Meinung war, dass man nur im Verband eine Chance hatte, den Kanonen ihrer Feinde zu entgehen.

Auch wenn Robert damit richtig lag, befahl Beaujeu genau das Gegenteil. Er ließ keine andere Meinung neben sich gelten und so kam es, wie es kommen musste. Während die wendigeren Schiffe der kleinen Flotte sicher den Hafen von Petite Gouave erreichten, blieb der träge Transporter St. Francois zurück und wurde prompt von einer spanischen Korvette aufgebracht.

Beaujeus nächster Fauxpas bestand darin, dass er ausgerechnet den kleinsten Hafen Haitis angesteuert hatte. Die Stadt platzte durch die vielen Kolonisten aus allen Nähten. Die bedrückende Enge, mangelnde Hygiene und die mörderische Hitze bewirkten deshalb, dass ein Großteil der Kolonisten von tropischen Krankheiten heimgesucht wurde und fast zwei Dutzend von ihnen daran starben, bevor man weitersegeln konnte.

Den Höhepunkt erreichte Beaujeus Starrsinn und Uneinsichtigkeit dann, als er durch einen verhängnisvollen Fehler bei der Navigation die

Mündung des Mississippi verfehlte und stattdessen immer weiter nach Westen segelte. Durch die drangvolle Enge auf den Schiffen, die mörderische Hitze und die schlechte Verpflegung bedingt senkte man Tag für Tag immer mehr Tote ins Wasser.

Erst als sie bereits die Küstenmitte des heutigen Staates Texas in Höhe der Matagorda-Bucht erreicht hatten, ließ sich Beaujeus überzeugen, dass er bereits viel zu weit nach Westen gesegelt war.

Der letzte und vielleicht gravierendste Fehler La Salles war es schließlich, dass er es zuließ, die Ausschiffung der Kolonisten in der Matagorda-Bucht vorzunehmen, anstatt zu wenden und im Osten wieder nach der Mündung des Mississippi und jenem Kreuz zu suchen, das man dort vor einem Jahr errichtet hatte.

Als man in die Bucht einlief, geriet die *Aimable* prompt auf ein Riff und brach auseinander.

Damit hatte Beaujeus endlich einen Grund, mit seinem Schiff wieder zurückzusegeln und La Salles Befehlsgewalt zu entrinnen. Alles Drohen und Bitten des Gouverneurs war vergeblich, jetzt zeigte sich, dass Beaujeus die Leute aus seinem Freundeskreis ausgewählt hatte. Machtlos musste La Salle mit ansehen, wie über die Hälfte der Menschen mit ihm nach Frankreich zurückkehrten.

* * *

La Salle hörte die Männer reden.

Ihre Stimmen klangen aus weiter Ferne heran, während sich die Welt um ihn herum drehte.

Er fühlte sich leicht wie eine Feder und glaubte zu schweben. Um ihn herum schien alles in Flammen zu stehen. Das Blut kochte in seinen

Adern und er begann zu schreien, weil er glaubte zu verbrennen. Irgendetwas drückte ihn zu Boden und plötzlich begann er zu frieren, Kälte umgab ihn jetzt und er spürte, wie seine Kraft verrann. Er bemerkte nicht, wie ihn Liotot, der Arzt, Nika und sein Neffe Clever de Moranget mit ihren Händen auf dem Boden hielten, während sich sein vom Sumpffieber gepeinigter Körper immer wieder aufbäumte.

Vor seinen Augen begannen Bilder zu kreisen.

Von Beaujeus, von den Kolonisten, vom Mississippi.

Er spürte noch, wie ihm jemand Wasser einflößte, dann war nichts mehr.

Als Robert irgendwann wieder die Augen öffnete, blickte er in die erleichterten Gesichter seiner beiden Neffen Moranget und Colin Cavalier.

»Was ... wo ... wo bin ich?«, stotterte Robert.

Colin lächelte verständnisvoll.

»Es ist alles in Ordnung. Du hast beinahe drei Tage gegen das Sumpffieber gekämpft, aber jetzt hast du es überstanden.«

Irritiert blickte sich La Salle um, während langsam die Erinnerung zurückkam.

Sein Traum von der Besiedelung Louisianas war zerstört.

Die Männer, die ihn jetzt noch umringten und auf ein Zeichen von ihm warteten, waren alles, was ihm geblieben war; fünfzehn von vierhundert. Darunter Leutnant Duhaut und sein Diener Archeveque, Liotot, der Arzt, seine beiden Neffen, Paul Saget, Pierre Joutel, der ehemalige Unteroffizier Marle, der Deutsche Hiens und sein eigener Bruder Jean. Gewiss gab es in der Siedlung in der Matagorda-Bucht noch ein weiteres Häuflein Kolonisten, knapp drei Dutzend an der Zahl, aber die meisten von ihnen waren zu schwach und willenlos, um noch irgendetwas gegen den drohenden Untergang der Siedlung zu unternehmen. Alligatoren, Gift-

schlangen und Indianer sowie Malaria und Gelbfieber hatten innerhalb eines Sommers dreiviertel der Kolonisten das Leben gekostet. Dies war der letzte Versuch, doch noch irgendwo im Norden, in einem der Stützpunkte, die er auf seiner letzten Reise errichtet hatte, Hilfe zu bekommen.

Aber der in dieser Jahreszeit ständig niedergehende Regen hatte den Boden völlig aufgeweicht und das Wild vertrieben und die Männer waren deshalb vor Erschöpfung und Hunger völlig entkräftet.

»Wie ist die Lage?«

Moranget schüttelte niedergeschlagen den Kopf.

»Wer nicht durch das Fieber geschwächt wurde, ist es inzwischen durch Hunger. Wenn wir nicht bald etwas zu essen bekommen, ist unser Weg hier zu Ende.«

La Salle blickte sich im Lager um.

Von den Anstrengungen gezeichnet saßen die Männer um ihn herum und starrten teilnahmslos zu Boden. Robert blickte sich einen Moment lang um und überlegte, wie er seine Gefährten aufmuntern konnte, als sein Blick auf den nahen Fluss fiel. Plötzlich hellte sich sein Gesicht auf, ihm war da gerade etwas eingefallen. Er musterte die Umgebung noch einmal etwas genauer und winkte dann seine beiden Neffen zu sich heran.

»Wie lange folgen wir schon diesem Fluss?«, flüsterte er.

Moranget und Colin sahen sich vielsagend an und zuckten mit den Schultern.

»Zehn, vielleicht zwölf Tage, warum?«

La Salle überlegte einen Moment und nickte dann entschlossen.

»Das müsste hinkommen«, flüsterte er verschwörerisch. »Hört zu, auf meiner letzten Reise zum Mississippi habe ich auf dem Weg dorthin ei-

nige versteckte Vorratsdepots anlegen lassen.«

»Und?«, fragte Colin hellhörig.

»Eines davon müsste ganz hier in der Nähe sein, dort würden wir etwas zu essen finden. Nicht viel, nur ein, zwei Sack Mais, Dörrfleisch und etwas Rindertalg, aber es würde ausreichen, um uns alle wieder zu Kräften kommen zu lassen. Wenn wir drei oder vier der kräftigsten Männer noch heute losschicken, könnten sie morgen schon wieder zurück sein.«

Moranget wiegte den Kopf.

»Dann solltest du aber für jeden von ihnen noch einen Aufpasser mitschicken. Außer Duhaut und seinem schwarzen Diener würde das nämlich nur noch Liotot, den Arzt, den Deutschen und Marle betreffen und das sind ausgerechnet die, denen ich am wenigsten über den Weg traue. Es würde mich nicht wundern, wenn die sich mit den Lebensmitteln aus dem Staub machen würden.«

La Salle nickte, er teilte die Meinung seines Neffen und verfügte daher, dass Moranget, Paul Saget und Nika ebenfalls mitgehen sollten.

Keine Stunde später brach die Gruppe auf.

* * *

Stumm und verbittert saßen die acht Männer um das Vorratslager herum, das La Salle im vergangenen Jahr angelegt hatte, als er zur Mündung des Mississippi vorgestoßen war. Ihre Kleider waren zerfetzt, ihre Haare und Bärte verfilzt und die Haut mit eitrigen Pusteln und Geschwüren bedeckt. Ihre bleichen Gesichter waren vor Hunger ausgezehrt und die Augen lagen stumpf und glanzlos in tiefen Höhlen.

Seit Wochen ernährten sie sich nur noch von Regenwasser, Pilzen und

Beeren und nur die Aussicht auf La Salles verborgenes Lebensmitteldepot hielt sie noch auf den Beinen. Doch jetzt, nachdem sie es endlich gefunden hatten, gab es nicht wenige unter ihnen, denen Tränen in den Augen standen.

Es war alles umsonst!

Der Mais war verschimmelt, das Dörrfleisch fast vollständig von Ratten gefressen und der Rest von einer schleimigen, fingerdicken Schicht aus gelblich weißen Maden überzogen, die sich daraus eine Brutstätte für ihre Nachkommen errichtet hatten.

»Müssen wir jetzt alle sterben?«, fragte der junge Paul Saget bei diesem niederschmetternden Anblick schluchzend.

»Nix sterben«, erwiderte Nika entschlossen. »Ich jetzt gehen jagen, bestimmt wir Fleisch heute Abend.«

Dann griff er nach seinen Waffen und erhob sich.

Die Männer blickten dem Shawnee nach, bis er in eine Bodenwelle eintauchte und danach aus ihren Augen entschwunden war.

»Reine Zeitverschwendung«, sagte Duhaut kopfschüttelnd. »Außer ein paar Würmern und Käfern wird er nichts finden. Es hat doch jeder von uns mit eigenen Augen gesehen, dass der viele Regen das Wild aus dieser Gegend vertrieben hat.«

»Wer weiß«, wandte Moranget ein, in dessen Augen wieder Hoffnung schimmerte. »Er ist der beste Jäger, den ich je gekannt habe. Vielleicht gelingt es ihm tatsächlich, ein Stück Wild zu erlegen und wenn es nur einer dieser mageren Wildhasen ist.«

»Ihr habt recht, Moranget«, entgegnete Hiens, nachdem er einen Moment lang nachgedacht hatte.

»Deshalb bin ich auch dafür, dass wir ihm nachgehen.«

Der Arzt hob erstaunt den Kopf.

»Was soll das? Einige von uns sind so geschwächt, dass sie kaum noch geradeaus laufen können. Warum sollen wir unsere letzten Kräfte verbrauchen, indem wir diesem Indianer nachlaufen? Warten wir doch, bis er wieder zurückkommt.«

»Wenn er wieder kommt«, sagte Hiens unheilvoll.

»Was willst du damit sagen?«, fragte Duhaut sofort.

Alle Augen waren jetzt auf den ehemaligen Piraten gerichtet.

»Was ist denn, wenn dem Indianer tatsächlich das Jagdglück hold ist? Es muss ja nicht gleich ein Büffel oder eine Antilope sein, was ist, wenn er zum Beispiel einen Wildhasen erlegt?«

Als er die fragenden Gesichter der anderen sah, nickte er zufrieden.

»Ich sage es euch, dies bedeutet für uns alle höchstens einen Mund voll Fleisch. Nika aber ist alleine, wenn er also nicht teilen muss, wird er von so einem Hasen richtig satt.«

Innerhalb von wenigen Minuten rappelten sich die Männer fluchend auf und stolperten dem Shawnee hinterher. Als sie kurz darauf eine kleine Anhöhe erklommen hatten, blieben sie abrupt stehen. Mit geweiteten Augen starrten sie auf die Senke unter ihnen und hielten den Atem an. Vor ihnen, auf einer lang gezogenen Ebene, die der Regen der vergangenen Tage in ein einziges Feld aus Matsch und Schlamm verwandelt hatte, stapfte ein allein umherziehender Wildbüffel schnaufend durch das Land. Immer wieder sank das stämmige Tier in dem aufgeweichten Morast ein und jedes Mal, wenn es einen Fuß vor den anderen setzte, ertönte ein schmatzendes Geräusch, das bis zu ihnen heraufdrang.

»Um Gottes Willen, bleibt ruhig, wir dürfen das Tier nicht verjagen«, mahnte Duhaut.

Im gleichen Moment feuerte Nika, der sich unweit des Büffels hinter einem Strauch versteckt hatte.

Das Donnern des Schusses rollte noch meilenweit durch das Land, als der Büffel bereits schwankte und schließlich zu Boden krachte. Blut schoss aus seiner Nase, während er noch einmal mit den kurzen, stämmigen Beinen zuckte.

Dann lag er still.

Für die Männer gab es jetzt kein Halten mehr.

Es war, als hätte der Anblick des erlegten Büffels eine zentnerschwere Last von ihren Schultern genommen. Kreischend und johlend stürmten sie den Hang hinunter, alle Entbehrungen und Strapazen schienen von ihnen abgefallen zu sein. Für einen Moment waren sie die glücklichsten Menschen der Welt und dankten im Stillen Gott für diese Gabe.

Aber nur für einen Moment, denn bereits eine Sekunde später verwandelten sie ihr Überlebensinstinkt und der Hunger, der seit Tagen in ihren Eingeweiden wühlte, in wilde, reißende Tiere. Kreischend, kratzend und wild um sich schlagend versuchte jeder jeden daran zu hindern, als erster den Büffel zu erreichen. Angewidert wandte sich Nika ab, als er sah, wie die Männer wie Wahnsinnige gebärdend sich auf das Tier stürzten und es mit Messer, Händen und Zähnen förmlich zerrissen.

Sie glichen Barbaren, als sie die Bauchdecke des Büffels aufschlitzten, das geronnene Blut tranken und ihre Zähne in die warmen, noch dampfenden Eingeweide schlugen. Erst als Duhaut, scheinbar dem Wahnsinn nahe, wie ein Rasender Herz, Nieren und Leber des Tieres aus der blutigen Masse der Innereien förmlich herausschaufelte, kamen einige von ihnen wieder zur Besinnung. Moranget feuerte seine Pistole ab und zerrte die Männer, die sich wie hungrige Wölfe in den Büffel verbissen hatten, grob an den Schultern zurück.

»Aufhören«, kreischte er mit überschnappender Stimme. »Hört sofort auf, der Büffel gehört allen. Ich werde es nicht dulden, dass ihr euch hier

weiterhin so aufführt. Wir bringen alles in unser Lager zurück. Der Gouverneur wird das Fleisch gerecht verteilen.«

Duhaut starrte ihn wütend an. Er sah entsetzlich aus, sein Gesicht war vor Wut verzerrt und er rollte mit den Augen wie ein Verrückter, während ihm das Blut der Eingeweide, die er mit seinen Zähnen aus dem Büffel gerissen hatte, aus den Mundwinkeln lief. Einen Moment lang hatte es den Anschein, als wolle er sich mit bloßen Händen auf Moranget stürzen, aber als La Salles Neffe erneut den Abzug seiner Pistole spannte, sank er wieder vor Wut zitternd zu Boden. Obwohl Moranget kurz darauf mit Nika einige Fleischstücke aus dem erlegten Wild herausgeschnitten und sie den Männern zum Braten übergeben hatte, herrschte fortan eine zornige Stimmung im Lager.

Während die Bratenstücke bei den Männern am Feuer ihre Runde machten, sonderte sich Duhaut mit Liotot, dem Arzt und seinem Diener Archeveque immer mehr von den anderen ab und begann flüsternd auf sie einzureden. Die Mienen der drei wurden zusehends düsterer, während sie dem Rest der Gruppe immer wieder wütende Blicke zuwarfen. Als das Feuer schließlich heruntergebrannt war, beschloss man sich schlafen zu legen.

Hätten Moranget und seine Freunde dabei in die Gesichter der anderen geblickt, wären sie wahrscheinlich weniger sorglos unter ihre Decken gekrochen.

Moranget erwachte mitten in der Nacht.

Irgendjemand neben ihm stöhnte unterdrückt. Verwirrt drehte er den Kopf und erstarrte. La Salles Neffe hatte plötzlich das Gefühl, als würde sich sein Magen in einen Klumpen aus Eis verwandeln. Seine Kehle wurde trocken und das Herz schlug ihm bis in den Hals hinauf.

In der Glut des heruntergebrannten Feuers war deutlich die Gestalt von

Liotot zu erkennen, der zwischen dem Shawnee und Paul Saget stand und mit einem Beil immer wieder auf die Schlafenden einschlug. Es hörte sich an, als schlage jemand mit einem Stock auf nassen Schlamm.

Von Entsetzen gepackt sprang Moranget auf die Beine.

Aber bereits nach wenigen Schritten zerrten ihn harte Hände zu Boden. Als er aufblickte, sah er, dass Liotot, Duhaut und sein schwarzer Diener Archeveque ihn am Boden festhielten.

Marle, der Unteroffizier, stand neben ihm, in seiner Hand hielt er ein riesiges Messer.

»Los jetzt, stich zu!«, zischte Duhaut.

Marle schüttelte den Kopf. »Ich ... ich kann es nicht. Herrgott, er ist doch noch ein halbes Kind.«

»Tu es!«, schrie der Leutnant außer sich vor Wut. »Tu es, verdammt noch mal oder wir stechen dich ab.«

Einen Augenblick flogen Marles Blicke zwischen den Männern umher, aber als er die Entschlossenheit in ihren Gesichtern sah, fiel er auf die Knie und hob mit einem unterdrückten Schluchzen die Messerhand. Moranget öffnete den Mund zu einem lautlosen Schrei, während ihm die Augen fast aus den Höhlen quollen.

Das Letzte, was er in seinem Leben wahrnahm, war eine blitzende Klinge und danach ein heißer, brennender Schmerz, der in seinen Eingeweiden wühlte.

* * *

Nachdem die Männer nach drei Tagen immer noch nicht zurückgekehrt waren, machte sich La Salle auf die Suche nach ihnen. Joutel hatte in den umliegenden seichten Gewässern ein Muschelbett entdeckt, das

die Männer zusammen mit einigen essbaren Wurzeln und Beeren wieder einigermaßen auf die Beine gebracht hatte, allen voran Robert La Salle.

Kaum hatte er sich etwas erholt, machte er sich von einer geradezu unheimlichen Energie erfüllt mit Pater Anastasius auf den Weg.

Es war ein Weg, der ihn geradewegs ins Verderben führte.

Duhaut musste ihn zwangsläufig umbringen, wenn er selber am Leben bleiben wollte. Nach der Bluttat an seinen drei Begleitern hatte La Salle als Gouverneur nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, ihn für die Morde zur Rechenschaft zu ziehen. Er konnte seinem sicheren Todesurteil nur entgehen, wenn er La Salle beseitigte und damit die anderen gleichzeitig so einschüchterte, dass sie ihn in Ruhe ließen.

Aber sein Vorhaben ging nicht auf, er überlebte den Mord an La Salle um keinen Tag.

Zurück im Lager durchwühlte die Mörderbande die Sachen des Gouverneurs und fand rasch einen Beutel mit Goldstücken. Sie verteilten die Beute untereinander, nur der Deutsche Hiens ging leer aus. Das Geld hatte schließlich einem Franzosen gehört, also hatten nur Franzosen ein Anrecht darauf. Als die Männer, in der Hoffnung noch mehr Geld zu finden, weiter in den Sachen des Gouverneurs wühlten, ergriff Hiens wütend eine von La Salles Pistolen, die man achtlos auf den Boden geworfen hatte. Mit der ersten Kugel traf er Liotot in den Rücken, die zweite drang in den Hinterkopf von Duhaut. Die beiden Männer waren auf der Stelle tot.

Als Colin Cavalier daraufhin ihm und den anderen damit drohte, sie anzuzeigen, sobald sie wieder in die Zivilisation zurückgekehrt waren, ergriffen Hiens, Marle und Archeveque die Flucht.

Man hat nie wieder etwas von ihnen gehört.

Die anderen wurden im Herbst von Tontis und seinen Leuten entdeckt

und gelangten im April des darauffolgenden Jahres nach Paris. Sie waren die einzigen Überlebenden, denn alle anderen, die damals noch in der Siedlung in der Matagorda-Bucht lebten, wurden von den Klamakut-Indianern massakriert.

Nachtrag

Obwohl es La Salles erklärtes Ziel war, für Tausende, Hunderttausende, ja vielleicht sogar Millionen seiner Landsleute eine neue Heimat zu öffnen, erscheint sein Name auch heute nur selten in den Aufzählungen der großen Entdecker. Seine Kühnheit, ein so unvorstellbares, weites, zum allergrößten Teil noch unentdecktes Land für Frankreich in Besitz zu nehmen, erschien vielen Zeitgenossen als Größenwahn. Sein Ehrgeiz und seine Ungeduld und die rücksichtslose Kälte, mit der er seine Vorhaben vorantrieb, veranlassten die Menschen letztlich, sich von ihm abzuwenden.

Seine Unternehmungen waren beinahe allesamt ein finanzielles Fiasko und hatten über dreihundert Menschen das Leben gekostet.

Dass Kapitän Pierre La Moyné d'Iberville zwölf Jahre später, aber nur dank den Voraussetzungen, die La Salle geschaffen hatte, in den Mississippi einlaufen konnte und damit die Besiedelung Louisianas und weiterer Gebiete durch Frankreich in die Wege leitete, ist fast schon in Vergessenheit geraten.

ENDE

Literatur

Strätling, Berthold: Entdecker am großen Strom - Die Erforschung des Mississippi. Arena Verlag Georg Popp Würzburg, 1. Aufl. 1964.

Donald Dickie: The Great Adventure - 1951 J. M. Dents Ltd, Toronto, Vancouver

Hans-Otto Meissner: Louisiana für meinen König. Lizenzausgabe Bertelsmann mit Genehmigung der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. GmbH Stuttgart

Vorschau auf Band 4

Sie hatten ihre Gesichter mit spitzen, weißen Kapuzen verhüllt.

Als die silberne Scheibe des Mondes für einen Moment hinter einer dicken Wolke verschwand, hasteten die fünf Gestalten beinahe lautlos durch die stillen Seitenstraßen von Baton Rouge auf den östlichen Stadtrand zu.

Niemand von ihnen sprach ein Wort, obwohl alle wussten, dass dies die Nacht war, in der Watt Daniels durch ihre Hand sterben sollte.

Erwartet mit Spannung Band 4 mit dem Titel

Wenn die Kapuzenreiter kommen

Der Ku-Klux-Klan - eine Chronologie des Schreckens

